

# JUNG UND HOFFNUNGSVOLL

Die Universität Zürich zieht junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt an. Sie schätzen die Vielfalt der Forschung, das internationale Klima und die gute Nachwuchsförderung. Von Lukas Egli

Das kleine Eckbüro ist noch kaum bezogen. Zwei Räume, abgetrennt durch eine Glaswand. Leere Regale und ein Tisch. Der Blick geht auf einen Innenhof. Schmucklos auch er. Einzig der Kalender über dem Schreibtisch setzt einen kleinen Farbtupfer. Prince Edward Island – ein See, bunte Häuser, umgeben von dunkelgrünen Wildhecken. Es ist die Heimat von Tony Wilson. «Ich lebe aus dem Koffer. Ich habe schlicht noch keine Zeit gehabt, mich hier einzurichten», sagt Wilson. Das Gepäck sei noch im Transit. Auch die Stadt habe er noch nicht erkunden können. Seit Anfang Januar ist Tony Wilson Assistenzprofessor für Evolution und Biodiversität am Zoologischen Museum in Zürich. Der 30-jährige Kanadier hat in der Provinzstadt Wolfville studiert, in Konstanz dokortiert und in Seattle das Postdoktorat gemacht. «Als ich mich entschied, nach Deutschland zu gehen, dachte ich: Das wird schwer», erzählt er. Doch trotz der spürbaren kulturellen Unterschiede zwischen Nordamerika und Mitteleuropa sei es ihm erstaunlich leicht gefallen, Fuss zu fassen. Umso schwerer fiel ihm die Rückkehr nach Amerika für das Postdoc. «Offenbar liegt mir die europäische Lebenskultur näher», meint Wilson.

## MÄNNCHEN ALS WEIBCHEN

Sein Gebiet ist die molekulare Phylogenie der Fische, zurzeit vor allem die sexuelle Selektion bei Seepferdchen. «Da gibt es ein sehr spezielles Phänomen: Die Männchen übernehmen die ganze Versorgung des Nachwuchses», erklärt er. Es sei nicht das einzige System von Male Paternal Care, aber eines der extremsten. Die Frage ist, warum bei diesen Tieren das System umgekehrt ist. «Das ist ein Gebiet, das noch ziemlich unerforscht ist», sagt Wilson. Plötzlich springt er auf und kommt mit einem mit trübem Wasser gefüllten Reagenzglas zurück. Erst beim genauen Hinsehen sind die winzigen darin

schwimmenden Seepferdchen erkennbar. Sie sind tot, präserviert in Alkohol. In einem einzigen Wurf können die Männchen bis zu 1000 Junge werfen. Und warum nennt man die umsorgenden Männchen nicht einfach Weibchen? «Weil das Weibchen die Eier produziert», weiss Wilson. So will es die biologische Definition.

Viele würden meinen, er erforsche etwas sehr Spezifisches. Aber beim Studium von Seepferdchen entdeckte man Dinge, die auch in anderen Systemen Gültigkeit haben. Durch das Studium von Arten mit umgekehrten Geschlechterrollen könne zurückverfolgt werden, wie die sexuelle Selektion die Evolution geprägt hat. Seepferdchen als Studienobjekte haben aber auch einen praktischen Vorteil: Sie sind klein. Man kann sie in einem kleinen Aquarium aufziehen und hat somit einfachen Zugang zur Studienmaterie. Wilsons Experimentierfeld – das Salzwasseraquarium – muss das Institut aber erst noch bauen. «Für mich wird alles ziemlich perfekt hier», findet Wilson, dessen Assistenzprofessur speziell für junge Forscher geschaffen wurde. «Die Universität Zürich stellt jungen Forschern sehr gute Ressourcen zur Verfügung», sagt er.

Tatsächlich bietet die Universität Zürich viele Förderprogramme für junge Forscher an. Die Nachwuchsförderungskommission der Universität Zürich hat letztes Jahr 79 Forschungskredite für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Gesamtbetrag von 5,2 Millionen Franken vergeben. Hinzu kommen 72 Stipendien des Schweizerischen Nationalfonds für insgesamt knapp 3,4 Millionen Franken und 23 Nachwuchsförderungskredite im Gesamtbetrag von rund 1 Million Franken.

Tony Wilson schätzt das internationale Umfeld an der Universität. Er sei umgeben von Leuten mit einer gewissen «wider Experience». Institutsleiter Paul Ward, der sich mit

Vögeln auseinander setzt, stammt aus Schottland, Assistenzprofessor und Insektenforscher Lukas Keller hat in den Vereinigten Staaten studiert. Doch die Fremde hat auch einen kleinen Nachteil. Das Handycap heisst Deutsch. «Während des Deutschsprechens frage ich mich ständig, ob die Formulierung richtig ist», so Wilson. Aber es gehe voran mit Lernen – es muss. Schliesslich wird er in drei Monaten seine Antrittsvorlesung «Der Vater als Mutter – was wir von den Tieren lernen können» halten.

## UNSTILLBARER WISSENSDURST

Wilson ist gespannt, wie die Studenten reagieren, wenn sie merken, dass sie einen jungen Professor haben. Das sei bestimmt ein gutes Rollenspiel, meint er mit erfrischendem Selbstvertrauen. Es zeige, dass man nicht alt werden müsse, um Professor zu werden. «Ich kenne zu viele Kollegen, die die Universität verlassen haben, weil sie keine Karrierechance sahen.» Aber wie kommt es, dass einer aus einem kanadischen Provinzstädtchen so jung Karriere macht? Er habe schon als Kind einen unstillbaren Wissensdurst gehabt, so seine Erklärung. Aber es sei wohl auch Glück dabei gewesen. «Eigentlich habe ich viele meiner Karriereziele bereits erreicht. Ich habe viele Fragen und viele Ideen, und ich glaube, dass ich denen hier nachgehen kann», so Wilson.

Im Rahmen eines Nationalfondsprojekts, das er soeben eingereicht hat, will er untersuchen, weshalb die Bergmannsche Regel auch bei Kaltblütern wie den Seepferdchen gilt. Die Regel besagt, dass Warmblüter in kälteren Gewässern grösser sind als in warmen, da eine grössere Körpermasse besser gegen Kälte schützt. Doch wie so oft in der Biologie hat ein Phänomen mehrere Ursachen. Die Körpergrösse ist bei Seepferdchen auch ein Indikator von Fruchtbarkeit. Und wieder juckt es den feingliedrigen jungen Mann. Er springt auf und holt ein weiteres Gläschen an den Tisch und erzählt die kuriose Geschichte vom einzigen Röhrenfischstamm, bei dem das Weibchen die Versorgung des Nachwuchses übernimmt. Verkehrte Welt in einer verkehrten Welt. «Verrückt, nicht?», fragt Wilson. Und plötzlich ist die leere Kulisse vergessen und die Evolutionsbiologie keine abstrakte Disziplin mehr. «Es ist erstaun-



*Beobachtet Konflikte in Paarbeziehungen: «Es ist spannend, wie Chemie und Psyche zusammenhängen», sagt die deutsche Psychologin Beate Ditzen.*

lich, wie diese schönen, eigenartigen und langsamen Tierchen haben überleben können», sagt Wilson.

#### KONFLIKTREICHE PAARBEZIEHUNGEN

«Was würde wohl passieren, wenn ich mich jetzt plötzlich total daneben benehmen würde? Was, wenn ich in einem sehr wichtigen Moment ausflippen würde?», fragt Beate Ditzen. Die Frage ist rhetorisch. Ditzen bleibt still sitzen und wirft einen nachdenklichen Blick aus dem kleinen, quadratischen Therapiezimmer an der Zürichbergstrasse. Dann sagt sie, zögerlich: «Ich kann die Probleme meiner Patienten durchaus nachvollziehen.» Ihre Patienten haben meist ein klar beschriebenes Problem wie Flug- oder Höhenangst, das sie lösen wollen. «Da kann man sich als Therapeutin viel weniger gut abgrenzen, als wenn jemand mit einem Wahn vor einem sitzt», sagt Ditzen über ihren Alltag am Ambulatorium des Psychologischen Instituts. «Ich war zum Beispiel früher oft klettern. Einmal wurde mir total anders, als ich oben ankam. Ich musste mich hinlegen und konnte mich nicht mehr bewegen. So etwas hatte ich vorher und nachher nie wieder», erzählt sie. Dann muss sie grinsen. «Fällt mir grad auf: Ich war seither nicht mehr klettern.» Es ist die Ironie, die wieder die nötige Distanz schafft zwischen Mensch und Beruf.

Beate Ditzen ist 29 Jahre alt. Sie ist in Darmstadt aufgewachsen, hat in Berlin Psychologie studiert, ihre Lizarbeit in Zürich gemacht und kam 2002 als Doktorandin an die Universität Zürich zurück, wo sie vergangenen Mai dissertiert hat. Ihr Gebiet ist die Paarforschung. «Die psychobiologischen Determinanten von Konflikten in Paarbeziehungen» heisst ihr aktuelles Forschungsprojekt, für das sie noch Probandinnen und Probanden sucht. «Im Moment beschäftige ich mich vor allem mit dem Hormon Oxytocin. Das ist eine körpereigene Substanz, von der wir vermuten, dass sie Teil eines komplexen Bindungssystems ist», erklärt Ditzen. In der Humanforschung sei Oxytocin noch weitgehend unerforscht, aber es gebe beispielsweise Studien mit Wühlmäusen, die zeigen, dass dieselben Tiere monogam oder polygam leben, je nach Dichte ihrer Oxytocinrezeptoren. «Es ist unheimlich spannend, wie Chemie und Psyche zusammenhängen», findet



*Untersucht die sexuelle Selektion bei Seepferdchen: Der kanadische Biologe Tony Wilson.*

Ditzen. Sie wird im kommenden Mai zusammen mit ihrem Partner Urs Nater, der ebenfalls am Psychologischen Institut arbeitet, mit einem Nationalfondsstipendium für zwei Jahre an die Emory University School of Medicine in Atlanta, USA, gehen. Dort wird sie an einer Stressstudie mitarbeiten, die Frauen untersucht, die an einer funktionalen Amenorrhoe leiden – bei ihnen bleibt aus nicht geklärten Gründen die Menstruation aus.

«Ich habe von Anfang an Stipendien gehabt, das ist mein grosses Glück», sagt Ditzen. Aber Zürich sei in Sachen Nachwuchsförderung unvergleichlich gut. «Dass ich zum Beispiel direkt

nach der Dissertation einen Forschungskredit bekommen habe, ist extrem toll», sagt sie. Erstaunlich sei, wie wenig Schweizer von den Förderangeboten Gebrauch machen würden. Im psychologischen Institut seien sehr viele Doktoranden und Postdoktoranden Deutsche. «Ich denke oft, dass die Schweizer das Gefühl haben müssen, Forschung sei etwas Deutsches», meint die junge Frau, die eine akademische Karriere anstrebt.

#### DAS SPIEL DER MÄRKTE

«Ich wollte Banking lernen im Land der Banken», erklärt Kremena Damianova ihre Moti-





«Banking lernen im Land der Banker»: die bulgarische Ökonomin Kremena Damianova.

vation. Die 28-jährige Bulgarin aus Sofia hat ihre ganze universitäre Karriere in der Schweiz gemacht. Sie hat in St.Gallen studiert und ist seit Mai 2002 Forschungsassistentin am Institut für empirische Wirtschaftsforschung der Universität Zürich. Es ist eher selten, dass jemand von St.Gallen nach Zürich wechselt. Aber Zürich hat für Damianova klare Vorzüge: Es gibt hier mehr Disziplinen, mehr Professoren, mehr Forschungsrichtungen – mehr Ressourcen. «Das ist elementar. Je grösser das Netzwerk, desto leichter ist es, auf neue Ideen zu kommen und diese weiterzuentwickeln», erklärt Damianova in etwas gebrochenem, aber sehr gewähl-

tem Deutsch. Die ersten zwei Jahre ihres Studiums haben die Eltern finanziert. Danach hat sie neben dem Studium gearbeitet und Praktika gemacht. Seit einem Jahr ist sie in einem Förderprogramm des seit zwei Jahren existierenden National Center for Competence in Research (NCCR), das ihr ermöglicht, während eines Jahres theoretisches Wissen zu vertiefen. Das zweite und dritte Jahr ist dem Verfassen von Research Papers gewidmet.

Das Spezialgebiet von Kremena Damianova ist die Behavioural Finance, die Implikationen der menschlichen Psyche auf das Verhalten an den Finanzmärkten untersucht. Wann und

warum gibt eine Firma Neuigkeiten bekannt? Welche strategischen Entscheide stehen dahinter? Wie muss sich eine Firma verhalten, um positiv auf Investoren zu wirken? «Es geht darum, das Spiel zu verstehen», sagt sie. Nachrichten beeinflussen die Preise. Und wer die Nachrichten versteht, weiss mehr über die Preisentwicklung.

«Ist es gut, dass man alles preisgibt? Ich glaube eher nicht», meint Damianova vielsagend. Die Ökonomen hätten zwar klare Regeln. Im richtigen Leben sei das aber alles etwas komplexer. «Ich glaube, ich spiele gern», sagt sie. Man muss die Aktionen des Gegenübers einschätzen, muss diese antizipieren, muss weiterdenken, muss in jeder Situation optimal reagieren. «Ich finde das alles sehr faszinierend», sagt sie.

#### DAS PRIVILEG, NACHZUDENKEN

Viel liegt ihr daran, die Bodenhaftung nicht zu verlieren. «Ich will ein Bindeglied sein zwischen Wissenschaft und Wirtschaftswelt», sagt Damianova. Da komme ihr die St. Galler Kultur, die sehr auf Praxistauglichkeit setzt, zugute. «Es ist sehr motivierend, anwenden zu können, was man gelernt hat.» Dann wisse man wieder, wofür man das alles mache. Auch Damianova ist erstaunt, wie wenig Schweizer nach dem Lizentiat an der Universität bleiben. «Ein Ökonom würde sagen: Die Opportunitätskosten sind zu hoch», sagt sie und muss schmunzeln. Es sei klar, dass man nach dem Studium in der Wirtschaft mehr Geld verdiene. Der Doktor lohne sich nicht. Es brauche schon noch eine andere Motivation als das Geld. «Ich habe das Privileg, nachdenken zu dürfen. Das will ich nutzen», sagt Kremena Damianova.

KONTAKT Kremena Damianova, Institut für Empirische Wirtschaftsforschung, kremena@iew.unizh.ch; Dr. Beate Ditzen, Psychologisches Institut, b.ditzen@access.unizh.ch, Prof. Tony Wilson, Zoologisches Museum, twilson@zoolmus.unizh.ch